



## Die deutschen Weichselkolonisten. Von Ingenieur Walter Kuhn.

**Der Auslandsdeutsche. Jahrgang 12. 1929. Nr. 21. S. 706-709.**

Unter den rund 320000 deutschen Kolonisten im ehemaligen Kongreßpolen bilden die Siedler am Mittelläufe der Weichsel, von Thorn an bis weit über Warschau hinauf, nicht nur den ältesten, sondern in vielen Hinsichten auch den interessantesten Teil. Zugleich sind sie ein ganz einzigartiges Beispiel für die Anpassung eines Kolonistenstammes an besondere wirtschaftliche Voraussetzungen, für den Einfluß der Landesnatur auf den Menschen und für die Umsetzung geographischer Grenzen in kulturelle und nationale,

Das unmittelbare Ufergebiet großer Ströme ist für den Menschen ein siedlungsfeindlicher Boden, solange er zu einem stärkeren Einsatz technischer Mittel noch nicht fähig ist. Erst die von den öffentlichen Gewalten durchgeführten Flußregulierungen haben an Rhein und Donau das Auengebiet mit seinem Gewirre von toten Flußarmen, Morästen und Erlenbrüchen landwirtschaftlich erschlossen, durch planmäßige Dammbauten den Strom gebändigt und die menschliche Siedlung teilweise bis unmittelbar an sein Ufer vorgetragen.

Die Weichsel dagegen ist heute noch bis auf den im ehemals reichsdeutschen Gebiete gelegenen Unterlauf ein gänzlich unregulierter Strom. Ja, die russische Regierung sah in ihr eine natürliche Schutzwehr des Landes nach Westen zu und erhielt sie darum planmäßig im Naturzustande. Nur an zwei Stellen führten Brücken über den Strom, im Schutze der Festungen Warschau und Iwangorod (Demblin), eine Reihe weiterer hat erst die deutsche Heeresverwaltung gebaut. Für die Flußdampfer ist eine schmale Fahrrinne ausgetieft, sonst ist der Strom in seiner gewaltigen Breite so seicht, daß der Fährmann, der mit seinem gebrechlichen Nachen den Verkehr vermittelt, sich fast überall der Stange zum Weiterstoßen des Bootes bedienen kann.

Zwischen Warschau und Thorn ist das Stromtal ein beträchtliches Stück in die Ebene des Landes eingesenkt. Oft ziemlich steil steigen die Hänge empor aus der „Niederung“, wie sie von den Deutschen allgemein genannt wird, zur „Höhe“. Stellenweise ist die Niederung recht schmal, und die Höhe tritt unmittelbar an das Flußbett heran. An anderen Orten wieder, wo der Strom im Laufe der Zeit seine Lage gewechselt hat, erreicht die Niederung eine Breite bis zu 10 Kilometern. Auch heute noch ändert die Weichsel ihren Lauf, schwemmt hier Land an und reißt es dort weg. Ganz seltsam mutet es an, wenn man einen Bauern erzählen hört: „Dort, wo jetzt eben der Dampfer fährt, habe ich früher fünf Morgen Wiesen gehabt.“ Ehe die deutschen Kolonisten ins Land kamen, trat der Strom alljährlich zur Zeit der Schneeschmelze und des Eisganges aus den Ufern und überflutete die ganze Niederung. Das Überschwemmungsgebiet war ein ausgedehntes Bruchland, mit einer Unmenge von Seitenarmen und Altwässern des Flusses, dazwischen weidenbewachsene Inseln (heute „Kämpfen“ genannt nach dem Polnischen kempa = Insel), von den auf der Höhe wohnenden Polen ängstlich gemieden.

Die Erschließung dieses Gebietes wurde eingeleitet durch den deutschen Stamm, der seit Anbeginn aufgewachsen war in der zähen Verteidigung seines Landes gegen die Gewalten des Wassers: die Holländer. Sie hatten in ihrer von Meereswogen und Springfluten bedrohten Heimat die Hilfsmittel ausgebildet, um der See und dem Moore neues Fruchmland abzugewinnen: die Anlage von Deichen, Entwässerungskanälen und Wasserschöpfmühlen, das Wohnen auf erhöhten Siedlungsplätzen, den „Wurten“, das der Landesnatur angepaßte Überwiegen der Viehzucht und

Weidewirtschaft usw. Schon im hohen Mittelalter wurden sie darin die Lehrmeister aller anderen deutschen Stämme. Seit dem Beginn des 12. Jahrhunderts, wo sie zum ersten Male in den Elbmarschen als Kolonisten auftreten, geht ihr Zug weiter nach dem Osten, nach der Altmark, Pommern, Ost- und Westpreußen.

Nach einer längeren Unterbrechung im 14. und 15. Jahrhundert, während der in ganz Deutschland die Kolonisationstätigkeit ruhte, begann eine neue Siedlungsperiode der Holländer in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Preußen, diesmal vielfach begünstigt durch die im Gefolge der Reformation entstandenen religiösen Wirren in den Niederlanden. 1527 entstanden einige holländische Kolonien im ostpreußischen Oberlande, kurze Zeit später solche im Danziger und Eibinger Werder und in der Gegend der Marienburg. Seit 1570 tritt unter den Ankömmlingen immer deutlicher die neuentstandene Sekte der Mennoniten auf. Vor allem das Werdergebiet war eine Landschaft so recht nach dem Herzen der Holländer, zum großen Teile bisher ungenutztes Bruchgebiet, in dem sie ihre Fähigkeiten in der Entwässerungstechnik anwenden konnten. In kurzer Zeit schufen sie aus der früheren Wildnis eine vor allem zur Viehzucht geeignete Gegend. Polnische Adejige, die am Weichselstrom aufwärts große Güter besaßen, sahen den Erfolg und bemühten sich nun auch ihrerseits um holländische Siedler. So griff die Kolonisationsbewegung rasch weiter. Schon zu Beginn des 17. Jahrhunderts erreichte sie Großpolen, das spätere Kongreßpolen noch etwas früher als das Posener Land. Es waren nun nicht mehr ausschließlich Holländer, die das Kolonistenmaterial stellten, an ihre Seite traten Deutsche aus den preußischen Gebieten, die die neue Wirtschaftsweise von jenen erlernt hatten. Die ursprünglichen Niederländer gaben im Zusammenleben mit der deutschen Mehrheit der Siedler allmählich ihre holländische Schriftsprache zugunsten der deutschen und ihr holländisches zugunsten des ostpreußischen und Danziger Platts auf und wurden so mitten im polnischen Sprachgebiete germanisiert, einfach durch die Schicksalsgemeinschaft mit den deutschen Kolonisten. Ihren Namen aber haben sie behalten und ihn auf alle diejenigen übertragen, die nach ihrer Methode kolonisierten. Heute noch heißen die gesamten deutschen Anwohner der Weichsel bei ihren Nachbarn, Polen wie Deutsche, einfach „Holländer“, daneben wohl auch „Witzeldeutsche“ (Weichseldeutsche) oder Niederunger. Im 18. Jahrhundert ging sogar die Bewegung dahin, daß alle deutschen Siedler von den Polen als Holländer bezeichnet wurden, so wie sie in den Zeiten der mittelalterlichen Kolonisation Sachsen genannt wurden und wie heute Schwaben die allgemeine Bezeichnung für die Deutschen im Osten geworden ist. Darum führt noch in der Gegenwart eine große Zahl deutscher-Siedlungen in Posen und Kongreßpolen, wo niemals Niederländer wohnten und nicht einmal überall das holländische Wirtschaftssystem herrschte, den Namen „Holland“ oder „Holländerei“ (poln. „holendry“). Ja, die polnische Volkszählung von 1921 hat es sich sogar geleistet, in einem dieser Dörfer die Bewohnerschaft wirklich der Nation der Holländer zuzurechnen.

Mit der Zeit lernten die Kolonisten sich in den neuen Verhältnissen immer besser zurechtfinden. Sie fühlten, je tiefer sie in rein polnisches Land hineingriffen, um so deutlicher ihre wirtschaftliche Überlegenheit über die Einheimischen. Nicht immer warteten sie, bis sie von den Grundherren gerufen wurden. War in einem Dorfe die Jugend herangewachsen und Bedarf nach Neuland, so sandten sie ihre Kundschafter stromaufwärts, die ein für eine Holländersiedlung geeignetes Stück Weichselniederung aufsuchten und dem grundherrlichen Besitzer einen Pacht- oder Kaufvertrag anboten. Da es sich um bis dahin völlig unbenützbare Landstücke handelte, fiel der Pachtzins sehr gering aus. So griffen durch immer neue Tochttersiedlungen die Deutschen in einem schmalen Bande an beiden Ufern der Weichsel tiefer und tiefer ins polnische Gebiet hinein, erreichten die Gegend von Plock und Modlin (Nowo-Georgiewsk), bald auch von Warschau und gingen noch hinter diese bis gegen Iwangorod. Auch längs der Seitenflüsse der Weichsel, des Narew und Bug, verzweigten sie sich. Das 17. und 18. Jahrhundert sind die Zeit der Ausbreitung, in der zweiten Hälfte des letzteren wird sie im wesentlichen abgeschlossen. Zur gleichen Zeit wird unmittelbar von Ost- und Westpreußen aus das nördlich der Weichsel gelegene Dobrzyner oder Lipnoer Land mit deutschen Siedlungen durchsetzt. Die Ausbildung des neuen Stammes der Weichseldeutschen ist schon ziemlich weit gediehen, ehe im Gebiete südlich davon eine stärkere Einwanderung von deutschen Siedlern aus Posen und Brandenburg einsetzt, ganz zu schweigen von den durch die preußische Regierung zwischen 1795 und 1807 begründeten niederdeutschen, pfälzischen und schwäbischen Kolonien und

den größtenteils erst unter der russischen Herrschaft eingewanderten Schlesiern im südlichen Kongreßpolen.

Die deutschen Dorfgründungen des Mittelalters im Osten waren durchweg Schulzendorf er, d. h. der Besitzer des Landes schloß mit einem Unternehmer, dem „Lokator“ oder „Annehmer“ einen Vertrag ab, dieser hatte die Kolonisten ins Land zu bringen und bekam dafür in dem neugegründeten Dorf eine Reihe von Vorrechten, ein größeres Stück Landes und die Gerichtsbarkeit, er wurde der Erbschulze der Siedlung. Vielfach haben sich die Schulzen später zu Adeligen entwickelt. Die rechtliche Ordnung der Holländerdörfer dagegen war eine völlig andere. Bei ihnen gab es wohl auch Unterhändler mit dem Gutsherrn, aber diese schlossen nicht aus eigener Gewalt und auf eigene Gefahr ab, sondern als Beauftragte und im Namen der ganzen Siedlerschar, die sich schon vorher zusammengefunden hatte. Das wird in den Gründungsurkunden ausdrücklich angeführt. Der Schulz wird aus der Mitte des Dorfes frei gewählt, aber nur auf eine bestimmte Zeit. Es gibt also kein Erbrichteramt und dem Schulzen kommen keine besonderen Vorrechte, vor allem kein größerer Grundbesitz zu. Es weist das Holländerrecht einen weit stärker gemeinschaftsgebundenen Charakter auf, die Siedler verpflichten sich in den Verträgen mit der stets wiederkehrenden Formel: „Einer für alle, alle für einen.“ Dem Anteil der Gesamtheit an der Rechtsfestsetzung entsprechen die überall in den Holländerdörfern angewandten „Willküren“. Das sind schriftlich niedergelegte Dorfordnungen, späte Ausläufer der mittelalterlichen Weistümer. Eine Satzung vor allem verdient aus ihnen hervorgehoben zu werden, die den strengen Charakter des Dorfverbandes und die nationale Abschließung der Siedler zeigt: wenn jemand seinen Besitz verkauft, so darf als Käufer nur wieder eintreten ein „holländischer Mann, der sich in die holländische Weise zu halten weiß“<sup>1</sup>, das ist also ein in der Art der Weichselkolonisten aufgewachsener Deutscher. Heute ist die strenge Abgeschlossenheit der Holländerdörfer natürlich rechtlich gelöst, in der Praxis aber lebt noch immer ein gut Stück davon weiter.

Was gegenwärtig die Sonderstellung der Weichseldeutschen aufrechterhält, das ist vor allem die Eigenart ihrer Wirtschaft, die sich am reinsten ausprägt an dem Stück des Flusses zwischen Plock und Modlin, auf das im besonderen die folgenden Schilderungen Bezug haben. Schon im Landschaftsbilde zeigt sich dieser Unterschied. Im Norden und Süden auf der „Höhe“ geht man bis an die Knöchel im Sande, in dem der Regen schnell versickert. Die Äcker geben nur magere Ernte, Wiesen sind spärlich, und in den Wäldern herrscht eintönig die Kiefer. An den Wegrändern liegen in großen Haufen die buntfarbigen Findlingssteine, die der Bauer aus seinem Acker zieht und aus denen er seine Zäune, teilweise auch schon die Häuser baut. — Sowie der Wanderer aber die Böschung hinabsteigt in die Niederung, verändert sich der Boden unter seinen Füßen, wird grau und hart zu trockener Jahreszeit, zu zähem, knietiefen Schlamm, wenn es einige Tage geregnet hat. „Es ist Blotte“, heißt es dann (vom Polnischen Bloto = Sumpf), und in solcher Zeit stockt jeglicher Verkehr, ein jeder bleibt daheim. Es ist der in Jahrtausenden vom Weichselstrom abgelagerte und noch ständig vermehrte Schlamm, der die Ackerkrume bildet, ein äußerst fruchtbarer, aber nicht leicht zu behandelnder Boden. Kein einziger Stein findet sich hier, und der Bauer muß die Fundamentblöcke seines Hauses mühsam von der Höhe herunterführen, ebenso wie die Kiefernstämme, aus denen er die Balkenwände bildet. Gemauerte oder Ziegelhäuser finden sich nirgends. Wie in der alten holländischen Heimat spielt der Ackerbau eine verhältnismäßig geringe Rolle gegenüber der Viehzucht. Einen großen Teil des Landes nehmen fette Weiden ein und daneben in zunehmendem Maße Pflaumengärten.

Die Niederung aufwärts von Plock ist ein typisches Gebiet der Einzelhöfe, wie das einer volkstümlichen, nicht von der ordnenden Hand der Gutsherrschaft geleiteten Art der Landnahme entspricht. Die schon bei der Gründung wenig regelmäßigen Anlagen wurden durch die nachfolgenden Teilungen noch mehr verwirrt. Den Bedürfnissen der Viehzucht entsprechend, ist jeder Besitz mit einem hohen und starken Zaun von Weidengeflecht („Hocken“ werden sie im Lande heißen) umgeben, innerhalb dessen das Vieh den ganzen Sommer über ohne jede Aufsicht weidet. Auch zur Nacht kommt es nicht in den Stall, bei Regen findet es notdürftigen Schutz unter den

---

<sup>1</sup> A. Breyer, „Der Ursprung der deutschen Bauerndörfer im ehemaligen Kongreßpolen“, Landwirtschaftlicher Kalender für Polen 1926, S. 47.

Obstbäumen oder im Windschatten der Hocken. Bei dem unregelmäßigen Verlauf der Wirtschaftsgrenzen bilden die Weidenzäune ein Labyrinth von Gängen, in dem der Wanderer sich rettungslos verirrt, wenn ihm kein Landeskundiger den Weg weist. Denn die Wälder von Obstbäumen, die überall innerhalb der Hocken wachsen, benehmen ihm jede Fernsicht und die Häuser liegen abseits der Hauptwege hinter den Bäumen verborgen, so daß man durch das ganze Gebiet laufen könnte, ohne zu bemerken, daß es überhaupt bewohnt ist. Größere oder auch nur auf längere Stücke gerade Straßen gibt es nicht, die Wege führen kreuz und quer, oftmals an beiden Seiten von hohen Hocken eingefast, manchmal durch breite Tore, besonders gern aber gehen sie gerade über die Zäune hinweg. Dann sind auf beiden Seiten Pflöcke mit übergelegten Brettern eingeschlagen, auf denen man hinüberklettern muß.

Neben der Rindviehzucht steht auch die Schweinezucht sehr hoch. Mancher Wirt hat gegen 50 Schweine, die ebenso wie die Kühe in den Gärten halb in Freiheit leben und nur im Frühjahr aus- und im Herbst wieder eingetrieben werden. Sie finden hier, besonders von den abgefallenen Baumfrüchten, eine treffliche Weide. Jährlich werden fünf bis sechs geschlachtet und im eigenen Haushalt verwendet. Fleisch und Speck bilden eines der Hauptnahrungsmittel der Kolonisten.

Es wäre zu vermuten, daß der Mangel an Aufsicht zu häufigen Viehdiebstählen führen müßte, doch sind solche ganz unerhört. Das liegt daran, daß die Deutschen hier fast ganz unter sich leben und nur wenige Polen zwischen ihnen eingestreut sind, vor allem aber daran, daß zu russischen Zeiten noch bis ans 20. Jahrhundert heran mit ergriffenen Dieben ein ungemein kurzes Verfahren eingeschlagen wurde: der Wirt, der einen fremden Viehdieb erwischte hatte, steckte ihn nach einer letzten Henkersmahlzeit in einen Sack, führte ihn auf seinem Kahne in die Weichsel hinaus und versenkte ihn. Wenn das auch dem Nachbarn kund wurde, so drang doch nichts nach außen. Das Verfahren war durch die Sitte anerkannt und bei dem geringen Interesse, das die russische Polizei für die nichtpolitischen Vergehen hegte, auch allein wirksam. Trieben Leichen weiter unten ans Land, krächte kein Hahn mehr nach dem Täter. So lernte lichtscheues Gesindel gar bald das deutsche Gebiet meiden, und dieser Respekt wirkt heute noch nach.

Der Boden ist für alle Arten von Getreide geeignet, daneben gedeihen auch die Zuckerrüben recht gut. Trotzdem wird der Ackerbau nur in beschränktem Maße getrieben. Dagegen gewinnt der Obstbau, der in dieser Gegend eine Neuschöpfung der Deutschen ist, immer mehr an Ausdehnung. Alljährlich in der Zeit der Pflaumenernte kommen die Tagelöhner von der Höhe herunter, Deutsche und Polen, und helfen den Holländern ihre Ernte einbringen. Die Pflaumen wurden früher meist zu Mus verkocht oder gedörst. Seit auf der Weichsel die Schifffahrt regelmäßig betrieben wird, ist die sofortige Verfrachtung in den Vordergrund getreten. Die Pflaumen werden in großen Weidenkörben zu je zwei Pud (32 kg) verpackt und gehen auf den Dampfeln nach Warschau oder Thorn. Überall an den Anlegestellen türmen sich in der Erntezeit Berge von Obstkörben, und die Schiffe tragen nahezu keine andere Fracht. In den letzten Jahren gehen die deutschen Bauern dazu über, Lastautos in Betrieb zu stellen. Einzelne reichere Wirte schaffen sich solche an und übernehmen auf eigene Rechnung den Transport nach Warschau und vor allem Lodz, in welchem letzterem höhere Preise erzielt werden. Lag früher der Pflaumenhandel noch größtenteils in der Hand der Juden, so machen sich die Deutschen jetzt mehr und mehr selbständig.

Neben den Obstbäumen ist der beherrschende Baum der Niederung die Weide, während die Kiefer, die auf der Höhe das Landschaftsbild bestimmt, unten gar nicht gedeiht. So muß die Weide einen großen Teil des Holzbedarfs decken. Aus ihren Ruten werden die Zäune geflochten und die Pflaumenkörbe, die ebenso mit einigen stärkeren Weidenästen verschlossen werden und bei deren Herstellung ärmere Wirte einen Verdienst finden. Sogar die Stühle werden größtenteils aus Weidenzweigen hergestellt und mit gespaltenen Weidenruten ausgeflochten. Ungemein leicht, mit einer in der Niederung immer wiederkehrenden bläulichweißen Farbe, dem auch in der Umgebung sogenannten „Kolonistenblau“, angestrichen und mit allerlei bäuerlichen Ziermotiven und der Jahreszahl bemalt, bilden sie ein eigenartiges und der Besonderheit der Landschaft materialgerecht entsprechendes Stück Volkskunst. In der Umgebung sind sie als „Weichselstühle“ bekannt und in geringem Maße auch Handelsgegenstand.

In der Frühzeit gab es Wirtschaften bis zu 100 polnischen Morgen (etwa 50 ha). Ja, von dem Dorfe

Sady wird berichtet, daß es in seiner Anfangszeit fast zur Gänze einem einzigen Besitzer, Jakob Detzlaw, gehörte, der es dann unter seine Töchter verteilte. Heute ist die Besitzgröße durch die Wirtschaftsteilungen beträchtlich gesunken. Immerhin gibt es noch Stellen bis zu 60 Morgen, die ihrem Besitzer ein jährliches Einkommen von 15000 Mark bringen. Die Niederunger sind somit ihren Nachbarn, Polen wie Deutschen, an Reichtum weit überlegen.

Aber es ist kein leicht errungener Besitz, und er muß ständig neu behauptet werden im Kampfe mit der Weichsel. Sie überschwemmte im Beginne jährlich das Land, und als die Ansiedler aus eigener Kraft einen Damm errichtet hatten (in der Niederung von Plock in den Jahren 1845 und 1846), brach dieser doch alle zwei bis drei Jahre im Frühling unter der Gewalt der Wassermassen, oder der Eisgang verlegte das Bett und staute den Fluß so lange auf, bis er über die Dammkrone trat. Erst als seit der großen Überschwemmung von 1884 mit vereinter Arbeit der Damm erhöht wurde, sind die Überflutungen seltener geworden. Immer aber kommen sie noch häufig genug vor, und die letzte im Jahre 1924 wurde eine der größten, an die man sich überhaupt erinnern kann.

Das Leben und die Wirtschaft haben sich an die periodisch wiederkehrende Unterwassersetzung der Felder gewöhnt und diese in ihren Plan mit einbezogen. An und für sich verursacht sie keinen besonderen Schaden. Das Wasser ersäuft die Maulwürfe in den Wiesen und setzt neuen Schlamm ab, der, wenn er einigermaßen verrottet ist, die Fruchtbarkeit hebt. Ja, es wird sogar geklagt, daß in den letzten Jahrzehnten infolge des Seltenerwerdens der Überschwemmungen die Ertragsfähigkeit der Felder abgenommen habe. Wenn das Wasser im Frühling einigermaßen tief steht, nicht zu warm ist und nicht länger bleibt als ein bis zwei Wochen, so hält die Wintersaat ganz gut darunter aus. Nur wenn die Temperatur zu hoch wird, faulen die Saaten. Eine Überschwemmung im Januar, Februar oder März ist darum kein Unglück. Tritt sie später ein oder dauert sie zu lange an, so wird die Bestellung der Sommersaat unmöglich. Ferner leiden bei den Überschwemmungen die Zäune Schaden, die für die hereinbrechenden Fluten förmliche Kanäle bilden und deren Wucht an bestimmte Stellen lenken, so daß dort oft große Gruben ausgewaschen werden.

Die Häuser, die überall inmitten des Überschwemmungsgebietes stehen, sind auf künstlich erhöhten Plätzen angelegt. Es dient hier also das genau gleiche Mittel, das die Vorfahren der ersten Siedler schon im Altertum und in ihrer friesischen Heimat anwandten und das heute noch die Halligbewohner kennzeichnet. Jedesmal, wenn ein Haus neu aufgebaut wird, wird auch die zugehörige Wurt erhöht. Das Auffahren der Erde ist Gemeinschaftsarbeit, die ganze Nachbarschaft und Freundschaft wird zusammengebeten und hilft zwei bis drei Tage mit Fuhrwerk und Handarbeit, worauf der Bauherr ein gutes Mahl zu spenden hat. Auf diese Art sind heute einzelne Werten schon so hoch gebracht, daß das Wasser auch bei seinem höchsten Stande die Häuser nicht mehr zu erreichen vermag. Bei dem Großteil der alten Höfe aber ist die Höhenlage noch weitaus nicht zureichend, und hier bringt eine starke Überschwemmung jedesmal Ungemach und Gefahr.

Die Leute kennen es aus mancherlei Anzeichen voraus, wenn das Steigen des Wassers bedrohlich zu werden verspricht und treffen ihre Vorkehrungen. Getreide, Kartoffel usw. werden auf den Boden der Scheuer gebracht, ebenso die besseren Möbelstücke. Die schlechteren bleiben dem Wasser überlassen, ebenso schwimmt oft das Brennholz davon. Häufig steigt der Fluß bis an die Fenster und 1924 stand eine Menge von Häusern bis an die Zimmerdecke im Wasser. Manche Familie lebte acht Tage zusammen mit dem Vieh auf dem Dachboden. Trotzdem stehen solche Überschwemmungszeiten nicht als etwas Schweres in der Erinnerung der Leute. Es sind erzwungene Ruhetage, die man sich gerne gefallen läßt. Bei jedem Haus ist ja ein Kahn vorhanden oder auch mehrere, man macht Spazierfahrten auf dem Wasser oder Besuche von Haus zu Haus beziehungsweise von Dachboden zu Dachboden. Besonders für die Jugend wird die Freizeit zu einer Quelle der mannigfaltigsten Vergnügen. Tritt das Wasser zurück, so heißt es nachzuhelfen, stehenbleibende Tümpel abzuleiten, die zerrissenen Zäune auszubessern, und dann beginnt auf dem schlammgedüngten Acker die Frühjahrssaat.

Nicht immer freilich zeigen die Überschwemmungszeiten ein so harmloses Bild. Wenn in der Nacht der Damm reißt und die nötigen Vorkehrungen nicht getroffen sind, wenn ein Haus, das zu tief im Wasser steht, infolge des Auftriebes aufschwimmt, dann kann die Lage wohl kritisch werden. Vor allem aber sind die vor dem Damm liegenden Häuser, deren es immer noch einige gibt, schlimm

daran. Ein Geschehnis des Jahres 1888 ist heute noch in lebhafter Erinnerung und zeigt, mit welcher Lebensgefahr diese Vorposten des Deutschtums ihren Platz behaupten müssen.

In einem Hause der Mennonitensiedlung Deutsch-Kazun bei Modlin, das vor dem Damm lag, hatten sich die Bewohner während der Überschwemmungszeit auf den Dachboden zurückgezogen. Mit beginnender Nacht erfolgte der Eisbruch, die Schollen rissen das Haus los und trugen es stromabwärts. Erst nach geraumer Zeit merkten es infolge der Dunkelheit die Menschen, daß sie schon mitten im Strome trieben. Zwei Männer versuchten es, sich über die Eisschollen hinweg ans Land zu retten. Sie erreichten einen im Strome stehenden Baum, und als das Eis diesen umbrach, einen zweiten. An diesen hielten sie sich die ganze Nacht angeklammert, der stärkere mit den Zähnen in einen Ast eingebissen, der andere an seinen Füßen hängend. Erst der anbrechende Tag erlöste sie aus ihrer Lage. Die anderen, zwei Frauen und ein Mann, blieben weiter in dem von den Eisschollen getragenen Hause, das bald völlig zerdrückt war, und sie schwammen an 60 km stromabwärts, bis zum Dorfe Deutsch-Wionczemin. Hier staute sich das Eis abermals. Am Lande hörte man im Tagesgrauen ihr Rufen und das Beilen des Haushundes. Bis zum Rande der Eismassen arbeiteten sie sich selbst durch und über den letzten eisfreien Streifen brachte sie ein deutscher Bauer in seinem Boote ans Land und nach Wymysle, wo sie bei ihren mennonitischen Glaubensbrüdern Aufnahme fanden.

Die Instandhaltung der Dämme ist Sache der Dorfgemeinschaft. In jeder Kolonie besteht eine „Dammkommission“, welche die nötigen Ausbesserungsarbeiten feststellt und sie mit Hilfe des Gemeindevorges von der Allgemeinheit durchführen läßt.

#### **Der Auslandsdeutsche. Jahrgang 12. 1929. Nr. 22. S. 743-746.**

Die geographische Besonderheit der Niederung und ihre Folgen bilden einen nationalen Schutz für die Deutschen, wie er durch keine Organisation gleich vollkommen verbürgt werden könnte. Nur ein Geschlecht von Siedlern ist dieser Lage, die so völlig von den normalen Verhältnissen des Bauernstandes abweicht, geistig und willensmäßig gewachsen, das seit einer Reihe von Generationen im Kampfe mit dem Wasser lebt und in dem die Erfahrungen dieses Kampfes sich zu einem sicheren Instinkte verdichtet haben, das richtige Abwehrmittel zu treffen. Die Polen der Höhe und ebenso die anderen deutschen Stämme des Landes sind völlig ungeeignet für die Wirtschaftsweise der Niederung, und wo sie doch eine Ansiedlung in dieser versuchten, da haben sie sich nicht lange gehalten. Mitten in dem deutschen Siedlungsgebiet von Plock liegt eine Ortschaft Polnisch-Wionczemin, in der doch heute kein einziger Pole mehr wohnt. Hier hatte der Gutsherr Zablocki in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts polnische Bauern angesetzt. Aber sie vermochten sich nicht in die Höhe zu arbeiten und blieben mit ihren Zinsen ständig im Rückstände, während die in der Nachbarschaft angesiedelten Deutschen schon nach einigen Jahren gute Ernten erzielten und ihre Abgaben pünktlich leisteten. Schließlich ging dem Edelmann die Geduld aus, er stiftete die Polen ab, und Polnisch-Wionczemin wurde ein deutscher Ort, als der es sich nun schnell entwickelte.

Wie es früher die Satzung der Willkür vorschrieb, sehen die Deutschen auch heute noch darauf, keinen Polen in ihre Dörfer hineinzulassen, und sie überzahlen eine freiwerdende Wirtschaft lieber um das Doppelte, ehe sie ihre Erwerbung durch einen Fremden gestatten würden. So sind die Weichseldörfer bis jetzt ziemlich rein deutsch geblieben. Andererseits haben sich die Niederungen nur selten auf die Höhe hinaufgewagt, deren Wirtschaftsweise ihnen nicht zusagt, und so fällt heute noch ihre Stammesgrenze nahezu zusammen mit der geographischen Höhenschichtenlinie. Wo die Höhe nahe an das Strombett der Weichsel herantritt, da wird das Band der Holländersiedlungen schmal oder es reißt an einem Ufer ganz ab. Wo die Höhe zurückweicht, da folgen ihr die deutschen Siedlungen und reichen ebensoweit wie das Überschwemmungsgebiet der Weichsel. Einer politischen Organisation ist diese linienförmige Anordnung des Stammesgebietes natürlich recht ungünstig.

Ihrer geschilderten Haltung gegenüber den Polen und überhaupt ihrem ganzen Charakter nach weichen die Niederungen aufs allerschärfste von der zweiten plattdeutschen Siedlergruppe des Landes ab, die südlich von ihnen bis gegen Kalisch und Petrikau wohnt. Auf diesen Gegensatz, der ungemein geeignet ist, das Wesen der Niederungen zu beleuchten, soll darum etwas eingegangen werden.

Jene andere Gruppe wird in Kongreßpolen meist als „Kaschuben“ bezeichnet (der Name hat natürlich nichts zu tun mit dem slawischen Volksstamm in Westpreußen, der im Hochdeutschen „Kaschuben“ heißt). Daneben ist die Bezeichnung „Höchtsche Platte“ in Gebrauch, durch die sie als Bewohner der Höhe von den Niederungen abgehoben werden, die westlichste Gruppe heißt auch „Wömke“. Die Kaschuben stammen aus den westlich an Kongreßpolen grenzenden deutschen Gebieten, Posen, Pommern, Brandenburg, Mecklenburg usw. Schon in ihrer Mundart weichen sie darum so stark von den Niederungen ab, die das ostpreußische und Werderplatt sprechen, daß beide Teile oftmals zum Hochdeutschen ihre Zuflucht nehmen müssen, wenn sie sich untereinander verständigen wollen.

Die Einwanderung der Kaschuben nach Kongreßpolen setzte etwa 100 Jahre später ein als die der Holländer, knapp vor 1700 treten ihre ersten bekannten Siedlungen in der Westecke des Landes auf, als Fortsetzung einer im vorausgegangenen Jahrhundert in Posen begonnenen Kolonisation. Gleich den Weichseldeutschen schieben sich auch die Kaschuben in immer neuen Tochttersiedlungen nach Osten. Aber ihr Weg geht nicht dem Wasser nach, sondern auf der Höhe, ihre Kolonisationsart ist nicht das Trockenlegen von Brüchen, sondern das Roden von Wäldern, ihre vorwiegende Wirtschaftsart nicht Viehzucht, sondern Ackerbau. Als später durch die preußische Regierung neben anderen Stämmen auch zahlreiche Niederdeutsche aus den gleichen Herkunftsländern wie die ersten Kaschuben angesiedelt wurden, verschwand bald die Scheidungslinie zwischen den früher und später Eingewanderten, und es gilt heute für alle zusammen der Name „Kaschuben“. Dagegen blieb die Grenze gegenüber den Weichseldeutschen streng aufrecht, trotzdem die Kaschuben sich an einzelnen Stellen bis an den Rand der Niederung vorschieben und so zu unmittelbaren Nachbarn der Holländer werden.

Durchschnittlich sind die Weichseldeutschen reicher als die Kaschuben und fühlen sich demgemäß als die Überlegenen. Auch Fremden gegenüber, seien es Deutsche oder Polen, zeigen sie ein weit selbstbewußteres, herrenmäßigeres Auftreten als der mehr unterwürfige Kaschube. Dieser schämt sich seiner plattdeutschen Mundart und verleugnet sie wohl gar, indem er sich als „Hochdeutschen“ ausgibt. In der Gesellschaft eines Fremden ist er durch nichts dazu zu bringen, mit seinesgleichen „kaschübisch“ zu sprechen, und vielfach führt diese Einstellung zur Aufgabe der Mundart überhaupt. Die Niederunger dagegen sind stolz auf ihr Platt. Es wird im Hause ausschließlich verwendet, und die Kinder lernen erst in der Schule mit vieler Mühe das Hochdeutsche. Wenn ein der Mundart nicht Kundiger zugegen ist, wird mit ihm wohl hochdeutsch bzw. polnisch gesprochen, untereinander aber verwenden sie unbekümmert ihr altgewohntes Niederungsches, mag sich der andere dabei zurechtfinden, so gut er kann. Ja, es ist eine beliebte Art, den Fremden zu necken; indem man ihn plattdeutsch anspricht und nun raten läßt, was damit gemeint sei. Im allgemeinen besteht ziemliches Mißtrauen gegenüber den „Herrischen“, und nur gegen solche Menschen schließt man sich völlig auf, die der Mundart mächtig sind. Der Kaschube ist im Vergleich zu dem schwerfälligen Holländer viel leichter zugänglich.

Ähnlich dem Verhalten gegenüber der Mundart ist das zur deutschen Muttersprache überhaupt. Wo die Kaschuben außerhalb ihrer Dorfgemeinschaft vereinzelt zwischen den Polen leben, haben sie vielfach die polnische Umgangssprache angenommen, ohne freilich damit im allgemeinen auch ihr Volkstum aufzugeben. Das gleiche geschieht oft, wenn sie sich materiell emporarbeiten und durch den Aufstieg in die Reihen der kleineren Gutsbesitzer sich sozial aus dem Gefüge ihrer Volksgenossen lösen. Bei den Weichseldeutschen gibt es dagegen nahezu kein Absplittern. Ihre Wirtschaftsweise hält sie beisammen und erschwert ihr einzelweises Einsiedeln in polnische Dörfer. Weiter wirkt günstig die strengere Herrschaft der Mundart. Denn das Hochdeutsche ist weniger widerstandsfähig gegenüber fremden Sprachen und wird leichter aufgegeben als der Dialekt. Endlich schützt die Weichseldeutschen ihre abgeschlossene Siedlung auf dem von den Polen gemiedenen Boden und der daraus folgende Umstand, daß sie polnische Dienstboten nur in sehr geringem Maße verwenden. Gerade das fremde Gesinde wird bei den Kaschuben vielfach zum Anstoß für die Übernahme der polnischen Familiensprache. In dem Kerngebiet der Holländer ist trotz eines über 200jährigen Aufenthaltes im Lande sogar die bloße Kenntnis der Landessprache nur wenig verbreitet, eher noch bei den Männern als den Frauen, und die Kinder erlernen das Polnische in der Schule heute

nur sehr schwer.

Schließlich stimmen auch noch die Eheschließungsverhältnisse mit den sprachlichen überein. Bei den Niederungern gibt es kaum Mischehen mit den Polen, denen die sprachliche und die religiöse Trennung gegenübersteht. Bei den Kaschuben finden sich ihrer weit mehr, besonders in den Gebieten, in denen die deutsche Sprache geschwächt ist.

Als in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine Massenauswanderung der kongreßpolnischen Deutschen nach Wolhynien einsetzte, da haben sich an ihr (neben den Schlesiern im Süden) am stärksten die Kaschuben beteiligt, so daß sich eine Reihe ihrer Siedlungen ganz auflöste oder so geschwächt wurde, daß der zurückgebliebene Rest in kurzer Zeit der Polonisierung anheimfiel. Von den Niederungern ging im wesentlichen nur der Menschenüberschuß fort, die Stammdörfer blieben geschlossen deutsch, und nur selten gelang es einer polnischen Minderheit einzudringen.

Es zeigt sich so eine tiefgehende Charakterverschiedenheit zwischen ' den beiden niederdeutschen Stämmen, die sich bei näherer Untersuchung wohl noch in vielen Punkten vermehren ließe, und die überall die Weichseldeutschen als die stärkeren und für den Sprachinselpampf besser geeigneten erscheinen läßt. Worin freilich der tiefere Grund dieses Unterschiedes liegt, ist eine Frage, die noch der Lösung harret.

Eine weitere Charakterisierung erfahren die Holländer durch ihr Verhältnis zu den Schwaben in der seit 1801 von der preußischen Regierung angelegten Kolonie Leonberg <sup>2</sup> am südlichen Ufer der Weichsel, mit denen ein Teil der Niederunger in näherer Nachbarschaft lebt. Die Schwaben sind an Tüchtigkeit und Behauptungskraft gegen die Polen den Niederungern durchaus ebenbürtig. Beide Teile achten einander, dennoch besteht ein wohlgefühlter Wesensunterschied, der von den Leonbergern etwa so in Worte gekleidet wird: „Die Holländer, das ist ein ganz anderes Geschlecht von Menschen. Sie haben alle ganz kurze Hälse, auch den Leib etwas kürzer und viel dicker als die Schwaben, dafür aber sehr lange Beine. Auch sonst sind sie ein schwererer Menschenschlag und eine gröbere Nation. Ein Schwab ist immer gastfreundlich und zuvorkommend. Ein Holländer dagegen, wenn er auch gastlich ist, wird einen Fremden doch niemals nötigen, Platz zu nehmen und sich zu bedienen, und wenn der sich nicht selbst setzt und zugreift, kann er in Ewigkeit stehen und hungrig bleiben. Auch sind die Holländer sehr protzig und stolz auf ihren Reichtum. Ein Schwabe ist niemals so, wenn er auch vermögend ist.“ Die solcherart empfundenen Unterschiede bewirken es auch, daß trotz der gleichen Religion ein Konnubium zwischen Schwaben und Niederungern nicht besteht, Mischehen sind etwas ganz Seltenes. In der bäuerlichen Fassung wird das so ausgedrückt: „Jede Sau muß bei ihrem Trog bleiben.“

Dagegen werden mit Vorliebe aufeinander gemünzte Schwänke und Schelmenstücke erzählt, wie etwa das von jenem Schwaben, der in »ie Niederung kam und den Holländern versprach, alle Ratten und Mäuse, der Gegend in der Stube zu versammeln. Aber sie müßten vorher auf die Tische und Bänke hinaufsteigen. Die Holländer waren neugierig und taten das auch. Als sie nun alle mitsammen oben standen und voll Spannung warteten, schaute sich der Schwabe um und meinte: „Na, alle dicken Holländer hab' ich auf die Tische und Bänke hinaufgekriegt, aber die Ratten und Mäuse kann ich doch nicht in die Stube bekommen.“ Und machte sich eilends aus dem Staube.

Zur Zeit, als die Weichseldeutschen nach Polen einwanderten, gab es hier nur geringe Ansätze einer evangelischen Kirchenorganisation, die zudem auf die Städte beschränkt blieben und deren Ausbau die Gegenreformation hinderte. Die evangelischen Niederunger besaßen keine eigenen Geistlichen, kaum daß einzelne Kolonien in langen Zeitabschnitten den Besuch des Pastors aus Warschau-Wengrow empfangen. Wenige Jahre vor der ersten Teilung Polens (1768) erlangten die Evangelischen durch den Warschauer Traktat ein größeres Ausmaß von Rechten, aber auch jetzt wandelten sich die Verhältnisse nur langsam. Erst in der Zeit der preußischen Herrschaft wurde ein ordentliches evangelisches Kirchenwesen aufgebaut.

Während der beiden voraufgegangenen Jahrhunderte waren die Weichseldeutschen in kirchlichen und geistlichen Dingen auf sich selbst angewiesen, und sie lernten es, sich ohne Pastor zu behelfen.

---

<sup>2</sup> Die Bewohner dieser Siedlung stammen zu etwa 80% aus Württemberg, ihren Namen erhielt sie nach der Oberamtsstadt Leonberg westlich von Stuttgart.



In dieser Zeit wurde das Amt des Kantors zu der Eigenart ausgebildet, die dann für das ganze kongreßpolnische und wolhynische Deutschtum charakteristisch wurde. Der Kantor war der Stellvertreter des Pfarrers in der Gemeinde, hielt für diesen Gottesdienst, Taufen und Beerdigungen, unterrichtete daneben die Kinder und bereitete sie auf die Konfirmandenprüfung vor. Er war also auch Schullehrer, obwohl sein Bildungsgang nicht höher als der eines anderen Bauern war. Heute ist in Kongreßpolen durch die staatlichen Reformen das Kantorenamt zur Auflösung gebracht oder aus der Schule verdrängt. In Wolhynien aber hat es sich in nahezu völliger Reinheit erhalten.

Die nachträgliche Begründung von Pastoraten vermochte an den zur festen Sitte gewordenen Formen des religiösen Lebens nicht mehr allzuviel zu ändern. Unglücklicherweise haben fast alle Kirchspiele der Gegend ihre Sitze in Städten erhalten, in denen es nur geringe evangelische Minderheiten gibt, so daß der Pastor der unmittelbaren Berührung mit seinen Seelsorgebefohlenen entzogen ist. Überdies ist die evangelische Geistlichkeit Kongreßpolens heute zum größeren Teil polonisiert und schon dadurch den Gemeinden entfremdet. So haben die Pastoren in den Weichselkolonien bisher keinen sonderlichen Einfluß zu gewinnen vermocht (von einzelnen Ausnahmen abgesehen, die auf der Persönlichkeit des betreffenden Seelsorgers beruhen), und ihre Stellung ist nicht im entferntesten mit der eines Geistlichen im deutschen Mutterlande zu vergleichen.

Eine solche Lage begünstigt immer das Aufkommen von Sekten, dem die geistige Haltung der Sprachinselmenschen ja an und für sich günstig ist. In Swiniary besitzen die Baptisten ein Bethaus. Sie tauchten um 1890 in der Gegend auf, und ihr Führer Samuel Krause erlangte die Bestätigung der Sekte von der Warschauer Regierung. Später begründete der gleiche Krause noch eine zweite Sekte, die „Gemeinde Gottes“ oder, wie sie im Volksmunde meist genannt werden, die „Abendlichter“. Heute ist ein drittes Bekenntnis im Aufkommen begriffen, die „Vettler“. Daneben gibt es in den Siedlungen vereinzelt Herrnhuter, die aber im Rahmen der Landeskirche bleiben, und schließlich die zahlreichen Brüdergemeinden, die gleichfalls nur eine Verstärkung des religiösen Lebens innerhalb der evangelischen Kirche herbeiführen wollen.

Nicht mit diesen Glaubensrichtungen in eine Reihe dürfen die Mennoniten gestellt werden, die in Deutsch-Wymysle und Deutsch-Kazun zwei geschlossene Gemeinden bilden. Während alle die eben genannten Sekten sich erst im Lande und vor nicht allzulanger Zeit herausgebildet haben, sind die Mennoniten schon als solche eingewandert und bilden ein deutlich abgehobenes Element unter den Weichseldeutschen. Gleich den übrigen Niederungen stammen sie aus Westpreußen, teilweise haben wir in ihnen wohl die Nachkommen der wirklichen Holländer zu sehen. Ihre Weiterwanderung nach Kongreßpolen erfolgte um 1790, zu der Zeit, als der Großteil ihrer Stammesbrüder um der religiösen Freiheit willen aus Preußen nach Südrußland zog, in die Molotschna. Als in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die russische Regierung Anstalten traf, die Täufer zum Militärdienst mit der Waffe zu zwingen, setzte die Auswanderung nach Amerika ein, und auch von den Weichselmennoniten ist damals ein Viertel weggezogen. Heute geht die Auswanderung nach Kanada und Brasilien, aber nur der Menschenüberschuß zieht fort.

Ihre religiöse Art haben die kongreßpolnischen **Mennoniten** getreu bewahrt. Trinken, Rauchen und Tanzen wird im allgemeinen als weltliches Vergnügen gemieden. Sogar den im Weltkrieg bei ihnen einquartierten deutschen Truppen haben sie es nicht erlaubt, in der Stube zu tanzen, ob sie es schon auf den bloßen Socken tun wollten. Tägliche Morgenandacht und Tischgebet sind Regel. Das innerhalb des Mennonitentums gewöhnliche Auftreten von Unterformen des Bekenntnisses, ein Zeichen des stets lebendigen religiösen Suchens, findet sich auch an der Weichsel; obwohl es hier überhaupt nur zwei kleine Mennonitensiedlungen gibt, gehört die eine, Deutsch-Kazun, ihrer Mehrheit nach den „Altmennoniten“ an, welche die Taufe durch Besprengung vollführen, und die andere, Deutsch-Wymysle, den „Neumennoniten“, die unter dem Einfluß der Baptisten zum völligen Untertauchen übergegangen sind.

In wirtschaftlicher Beziehung sind die Weichselmennoniten der Entwicklung ihrer großen Glaubensgemeinschaft in Südrußland, von der sie während der russischen Zeit nur ein unbedeutendes Anhängsel bildeten, nicht gefolgt. Während sonst überall die Mennoniten die Führer der deutschen Sprachinselgruppen in moderner und rationeller Wirtschaftsweise sind, stehen die an der Weichsel kaum höher als ihre lutherischen Mitkolonisten. Sie haben wohl die Gründung einer Dampfmühle in

Wymysle mit vereinten Kräften durchgeführt, heute aber ist auch diese in den Händen eines Evangelischen. Das Zusammenleben zwischen Mennoniten und Protestanten ist gut, auch Mischehen kommen ziemlich häufig vor.

Etwas ganz Eigenartiges ist der mennonitische Friedhof in Wymysle. Unberührt von moderner Stadtware, zeigt er mit seinen in Renaissancemustern gehaltenen Grabplatten und Kreuzen aus Holz, die über und über mit eingeschnittenen Inschriften in schöner gotischer Schrift bedeckt sind, ein Bild hochstehender, festgefügt Bauernkultur. Die Sprüche selbst spiegeln durch ihren steifen und feierlichen, an biblischen Wendungen reichen Stil die mennonitische Art auf das beste wieder. Einzelne Inschriften weisen noch die Herkunft aus Preußen nach, die sonst dem Gedächtnis der Menschen fast entschwunden ist. Zwei von ihnen mögen am Schlüsse dieses Aufsatzes ihren Platz finden:

„Allhier ruhen die Gebeine des achtbaren Kornelius Schreder und Eigentümers von Deutsch-Gentzmin<sup>3</sup>. Er ist geboren im Jahre 1804 den 18. August in Deutsch-Kasan<sup>4</sup>, in den Ehestand getreten mit der Jungfrau Eva Bartels im Jahre 1827, den 15. April, in das Lehramt berufen 1841, gestorben 1871, den 4. April, im Ehestande gelebt 43 Jahre, 11 Monate, 19 Tage. Als Lehrer gedient mit Unterbrechung 30 Jahr.“

„Hier ruhet sanft Friedrich Wilhelm Schröter, geb. 24. Dezember 1800, gestorben 14. Jänner 1892, 92 Jahr 21 Tage alt. Er sähe 4 Kinder, 15 Enkel, 94 Urenkel und 4 Ururenkel, eine Nachkomschaft von 117 Seelen, ein Wunder unsrer Tage.“

---

<sup>3</sup> Deutsch-Wionczemin

<sup>4</sup> Deutsch-Kazun